

kolonial

Globale
Verflechtungen
der
Schweiz

Schweizerisches Nationalmuseum

Scheidegger & Spiess

Trennendes und Verbindendes

Kolonialgeschichte
für eine gerechte Zukunft

Monique Ligtenberg
Bernhard C. Schär

Schweizer Banken verwalteten im Jahr 2021 rund 22 Prozent des grenzüberschreitenden weltweiten Vermögens, während Schweizer Unternehmen im selben Jahr rund 2.1 Mio. Menschen im Ausland beschäftigten – davon über die Hälfte ausserhalb Europas. Mit ihren Auslandsinvestitionen rangiert die Schweiz regelmässig unter den zehn führenden Nationen der Welt. Ob mit Tee, Kaffee, Ovomaltine oder Orangensaft – praktisch alle in der Schweiz wohnhaften Menschen beginnen ihren Tag mit einem Getränk, dessen Rohstoffe im sogenannten Globalen Süden unter prekären Arbeitsbedingungen und zu Niedriglöhnen angebaut wurden.

Diese bemerkenswerte Globalität der Schweiz hat weitere Kehrseiten. Laut sozialwissenschaftlichen Untersuchungen hegen rund 25 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer fremdenfeindliche Einstellungen, wovon 10 Prozent offen rassistisch sind. Das führt dazu, dass viele Bewohnerinnen und Bewohner der Schweiz in ihrem Alltag aufgrund ihrer Hautfarbe, Religion oder Herkunft rassistischer Diskriminierung im Arbeits- und Wohnungsmarkt ausgesetzt sind.

Migration, globales Wohlstandsgefälle und Rassismus haben eines gemeinsam: Sie sind auch das Resultat der europäischen Eroberungen zwischen ungefähr 1500 und der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Auch die Schweiz stand nie ausserhalb dieser weltumspannenden Geschichte, sondern war immer mittendrin. Die Frage, wie die Schweiz die europäische Expansion mitgestaltete und von dieser mitgestaltet wurde, ist in der historischen

Forschung allerdings lange vernachlässigt worden. Auch im Schweizerischen Nationalmuseum kam die Kolonialgeschichte bisher höchstens in Randnotizen zur Sprache.

Schweizer Geschichte und «koloniale Amnesie»

Mit dem Ignorieren ihrer Kolonialgeschichte war die Schweiz freilich kein Sonderfall, sondern Teil der europäischen Norm. Auch die übrigen europäischen Länder begannen erst in jüngerer Zeit, ihre koloniale Vergangenheit zu erkunden. In Fachkreisen spricht man in diesem Zusammenhang auch von «kolonialer Amnesie». Sie prägt die Geschichte Europas und damit auch jene der Schweiz bis heute in zweierlei Hinsicht. Erzählungen über die Schweiz sind noch allzu oft einem Nationalismus verpflichtet, der den wirtschaftlichen «Erfolg» des Landes zum Zweck der Stärkung eines nationalen Identitätsgefühls hervorhebt. Zu dieser Erfolgsgeschichte gehört auch, was die niederländische Kulturwissenschaftlerin Gloria Wekker als «weisse Unschuld» bezeichnet hat. Also die Idee, dass die Schweiz in ihrer Geschichte und Gegenwart von kolonialer Gewalt und rassistischer Diskriminierung unberührt geblieben sei. Das zweite Merkmal der kolonialen Amnesie ist der Eurozentrismus – also die Annahme, dass nur, was im vermeintlich «zivilisierten» Europa passierte, überhaupt eine Erzählung wert und die Geschichte der Schweiz folglich ausreichend gut

verständlich sei, wenn man sie nur in einem westeuropäisch-nordatlantischen Kontext betrachte. Das führte dazu, dass Historikerinnen und Historiker das Wissen und Tun nichteuropäischer Regionen und Menschen in der historischen Entwicklung der Schweiz weitgehend ignorierten und dadurch praktisch unsichtbar machten.

Eurozentrismus und «weisse Unschuld» waren so lange unumstritten, wie Schweizer Geschichte von einer kleinen, fast ausschliesslich *weiss* und christlich sozialisierten Gruppe mehrheitlich männlicher Autoren für ein Publikum von ihresgleichen geschrieben wurde. Um die Perspektiven der «Fremden», die ohne Mitsprachrechte im Land – und erst recht im Ausland – lebten, brauchte sie sich lange nicht zu kümmern. In jüngerer Zeit haben sich diese Machtverhältnisse verschoben. Immer grössere Teile der Schweizer Bevölkerung kritisieren, dass diese Erzählungen im Widerspruch zu ihrer Alltagsrealität stünden, die von Rassismus und anderen Formen der Diskriminierung geprägt ist. Sie entwickeln deshalb ihre eigenen Erzählungen in postkolonialen Theatern, Ausstellungen, Podcasts, Podien, öffentlichen Demonstrationen, Blogs und Stadtrundgängen.

Studierende und Promovierende haben diesen Umbruch auch in die Universitäten und Fachhochschulen getragen, wo er vor allem bei Spezialistinnen und Spezialisten für aussereuropäische Geschichte sowie bei Disziplinen wie Urban oder Gender Studies auf lebhaftes Interesse stiess. Daraus ist ein neues interdisziplinäres Forschungsfeld entstanden: die

«postkoloniale Schweiz». Dank diesem wird es allmählich möglich, Schweizer Geschichte nicht mehr nur als Teil einer Geschichte Europas zu erzählen, der von der kolonialen Expansion vermeintlich unberührt geblieben ist. Schweizer Geschichte lässt sich nun zunehmend als Beziehungsgeschichte begreifen, die sich weltweit und in ständiger, wenn auch hierarchischer und oft gewaltsamer Beziehung zu Menschen aus allen Kontinenten entfaltet.

Dies hat, wie die Ausstellung im Landesmuseum Zürich buchstäblich vor Augen führt, weitreichende Konsequenzen. Schweizer Geschichte wird nicht bloss mit zuvor vernachlässigten Aspekten ergänzt. Vielmehr erscheinen alle ihre Themen in neuem Licht. Eine postkoloniale Geschichte der Schweiz eröffnet zudem neue Perspektiven auf den Kolonialismus im Allgemeinen.

Koloniale Schweiz?

Hilfreiche Definitionen von «Kolonialismus» kommen von den beiden deutschen Historikern Jürgen Osterhammel und Joël Glasmann. Sie verstehen Kolonialismus als Herrschaft einer nicht anpassungswilligen Minderheit über Gesellschaften ausserhalb ihrer eigenen Herkunftsregion. Im Fall des europäischen Kolonialismus geht es um das Herrschaftsverhältnis zwischen europäischen Metropolen und Regionen auf allen anderen Kontinenten. Charakteristisch für diese Herrschaft ist ein duales Rechtssystem, das europäischen Menschen

aufgrund ihrer Hautfarbe Privilegien zuschreibt und allen anderen, die als «Eingeborene» (*natives, indigènes, indígenas*) oder «Kreolen» (*mixed race, mestizos, métissés*) bezeichnet werden, nur instrumentellen Wert zuschreibt: als Arbeitskräfte für europäische Profite sowie als Menschen, die zu christianisieren und europäisieren sind. In dieser Dimension war die Schweiz tatsächlich nicht am Kolonialismus beteiligt. Sie herrschte zu keinem Zeitpunkt in ihrer Geschichte über ein grossflächiges Gebiet in Asien, Afrika oder den Amerikas.

Erst wenn man Kolonialgeschichte jenseits einer solchen staatspolitischen Definition betrachtet, wird die Rolle der Schweiz in der kolonialen Welt greifbar. Erstens bedurften nämlich die europäischen Kolonialmächte, um ihre Herrschaft langfristig zu sichern, grosser Armeen. Dabei stellten sich Schweizer Männer seit der frühen Neuzeit bis in das 20. Jahrhundert als Söldner in den Dienst der europäischen Kolonialmächte und trugen damit zu einem System der Gewalt bei, das integraler Bestandteil kolonialer Herrschaft war. Denn fast überall, wo Menschen Widerstand gegen ihre Kolonisierung leisteten, wurden sie aktiv oder passiv vernichtet. Die bekanntesten Beispiele sind die Auslöschung von fast 90 Prozent der indigenen Bevölkerung in den Amerikas infolge von Gewalt und der Einschleppung von Krankheiten, der Genozid auf der niederländisch eroberten Gewürzinsel Banda in Südostasien 1621, die Ausrottung der Bevölkerung im südpazifischen Tasmanien im 19. Jahrhundert oder der Genozid an den Herero und Nama 1904 bis 1908 im ehemaligen

Deutsch-Südwestafrika, dem heutigen Namibia. Tausende Schweizer, die als Soldaten und Offiziere in den niederländischen und britischen Ostindienkompanien, der französischen Fremdenlegion in Nordafrika und Südostasien oder der niederländischen Kolonialarmee in Indonesien dienten, waren direkt an solchen kolonialen Gewaltakten beteiligt.

Zweitens ging mit der kolonialen Eroberung der Welt die Etablierung eines weltumspannenden Wirtschaftssystems einher, das auch Individuen und Unternehmen aus Regionen ohne Kolonien offenstand. Im Kern dieser wirtschaftlichen Globalisierungsprozesse stand zu Beginn der transatlantische Handel mit versklavten Menschen, im Zuge dessen über 12 Mio. Menschen vom afrikanischen Kontinent in die Amerikas verschleppt wurden. Die Handelsgesellschaften, die für diese Verschleppung verantwortlich waren, wurden von Schweizer Investoren mitfinanziert. Auch nach Abschaffung der Versklavung profitierten Schweizer Kaufleute und Plantagenbesitzer vom Handel mit Rohstoffen, die unter ausbeuterischen Bedingungen angebaut wurden.

Um Gewalt und wirtschaftliche Ausbeutung moralisch zu legitimieren, griffen Kolonialmächte drittens auf ein Denksystem zurück, das eine Hierarchie zwischen «überlegenen Europäerinnen und Europäern» und dem «unzivilisierten Rest der Welt» behauptete. Wichtig zu betonen ist hierbei, dass der Kolonialismus keinesfalls auf bereits bestehende ethnische, kulturelle, religiöse und andere Unterschiede aufbaute, sondern diese von den Kolonialmächten erfunden oder zumindest

radikal akzentuiert wurden. In der Überzeugung, dass nichtchristliche Formen der Spiritualität «barbarisch» seien, reisten Schweizer Missionarinnen und Missionare in die europäischen Kolonien, um «Heiden» zur vermeintlich höherwertigen christlichen Religion zu «bekehren». Die Behauptung einer christlichen, europäischen und *weissen* Überlegenheit wurde durch Reiseberichte, Werbung oder Schulbücher Teil der schweizerischen Alltagskultur. Schweizer Universitäten und Museen spielten ausserdem eine wichtige Rolle im Bemühen, die Existenz verschiedener menschlicher «Rassen» zu beweisen, und lieferten damit eine vermeintlich wissenschaftliche Legitimation für koloniale Herrschaft. Der Kolonialismus war demnach eine konstante Differenzherstellungs- und Sortiermaschine, deren Folgen bis heute in zahlreichen religiösen oder ethnischen Konflikten nachwirken.

Kurzum: Der Kolonialismus hatte zahlreiche Dimensionen. Die Schweiz war lediglich an einer davon nie direkt beteiligt – an der staatlich-politischen. Alle übrigen Dimensionen – vom Handels- und Finanzwesen über die Auswanderung bis hin zum Missionswerk, der Alltagskultur oder den Wissenschaften – hat sie mitgestaltet und wurde von diesen selbst nachhaltig geformt.

Der Grund für die hohe Schweizer Präsenz in «fremden» Kolonien ist relativ simpel. Die europäischen Kolonien waren flächenmässig alle sehr gross. Kolonisierende Länder wie Grossbritannien, Frankreich, Portugal, die Niederlande oder Belgien waren im Vergleich dazu sehr klein. Das heisst: Keine

Kolonialmacht hatte jemals genügend finanzielle, militärische, technische oder andere Ressourcen und auch nicht genügend Arbeitskräfte auf dem eigenen nationalen Territorium, um ein Kolonialreich aufzubauen. Alle imperialen Mächte waren daher auf die eine oder andere Weise auf Kapital, Kolonistinnen und Kolonisten, Soldaten, Missionarinnen und Missionare, Forschende etc. aus benachbarten europäischen Staaten angewiesen. Diese dauerhafte Nachfrage eröffnete europäischen Regionen, die erst spät oder nie eigene Überseeimperien aufbauten, die Möglichkeit, an kolonialen Projekten anderer europäischer Länder teilzuhaben. Schweizerinnen und Schweizer in Übersee waren indes nie blosser Handlanger der etablierten Kolonialmächte. Sie verfolgten ihre eigenen finanziellen, religiösen oder wissenschaftlichen Interessen. Im Falle der Missionen konnte das auch zu Konflikten mit den Kolonialmächten führen, da diese fürchteten, die Bekehrungsversuche könnten Aufstände der einheimischen Bevölkerung provozieren.

Zudem war der schweizerische «Kolonialismus ohne Kolonien» kein Sonderfall. Bekannte Beispiele sind nebst der Schweiz etwa Finnland, Ungarn oder Polen. Aber auch Länder wie Deutschland, Italien und Belgien, die erst relativ spät eigene Kolonialreiche errichteten, hatten schon Jahrhunderte zuvor zu den imperialen Projekten anderer Mächte beigetragen. Die Schweiz war also Teil eines grösseren europäischen Pools an Ressourcen, Dienstleistungen und Personal für die kolonialen Projekte der imperialen Grossmächte.

Dies hatte weiterreichende Folgen sowohl für die Kolonien selbst als auch für die Schweiz, wie die Beiträge in diesem Buch illustrieren. Hier soll abschliessend skizziert werden, weshalb das historische Bewusstsein für die kolonialen Verflechtungen der Schweiz in der Vergangenheit für eine krisenbeschleunigende, globalisierte Gegenwart relevant ist.

Geteilte Geschichte(n)

In welchem Verhältnis technologische Innovation im Inneren und koloniale Ausbeutung in Übersee zu der Entwicklung europäischen Reichtums standen, wird in der Wirtschaftsgeschichte kontrovers diskutiert. Gewiss ist jedoch, dass die Schweiz zu jenen europäischen Regionen zählt, die seit der Kolonialzeit ökonomisch am stärksten wuchsen. Noch verstehen wir allerdings kaum, was diese Entwicklung für die vielzähligen daran beteiligten Menschen weltweit bedeutete und welche Folgen sie heute für ihre Nachkommen hat. Einige der jüngeren Forschungen zeigen jedoch, dass es zu differenzieren gilt: Rassismus und fortdauernde Ungleichheiten zwischen Globalem Norden und Süden sind ein wesentlicher Teil der Geschichte. Weder die europäischen noch die kolonisierten Gesellschaften waren jedoch homogen. Sie waren vielmehr durch etliche Binnenhierarchien geprägt. Das koloniale Ausgreifen Europas brachte somit auf allen Seiten nebst Gewalt und Ausbeutung vielfältige Chancen und Risiken mit sich, wenn auch die

Profite längerfristig eher auf europäischer Seite lagen. Zusätzlich zu einer allgemeinen Betrachtung braucht es daher auch eine Analyse spezifischer Konstellationen.

So kennen wir zahlreiche Beispiele von asiatischen, afrikanischen oder lateinamerikanischen Eliten, die mit den europäischen Kolonialmächten kollaborierten und dadurch ihren Wohlstand und politischen Einfluss sicherstellten. Dies auf Kosten einer Mehrheit der Bevölkerung, die bis heute unter den sozialen und ökonomischen Klüften leidet, die im Zuge der Kolonialherrschaft geschaffen wurden und sich verfestigt haben. Die Schweiz hat hier in kleinen, aber oft sehr einflussreichen Bereichen eine bemerkenswerte Rolle gespielt, wie etwa Isabelle Lucas am Beispiel der schweizerischen Elektrizitätswirtschaft in Argentinien gezeigt hat.

«Profite» aus dem Kolonialismus gilt es indes auch auf schweizerischer Seite differenziert zu betrachten. Wie der Beitrag von Philipp Krauer darlegt, sah eine Mehrheit der Schweizer Söldner, die in Kolonialarmeen dienten, nichts von dem Wohlstand, den sie im Namen der Machthabenden gewaltvoll ermöglichten und beschützten. Etwa die Hälfte von ihnen starb an Krankheiten oder als Folge der Kriegshandlungen. Wer überlebte, erhielt eine moderate Veteranenrente, mit der er meist Eltern, Geschwister und Familien unterstützte, die ebenfalls in prekären Verhältnissen lebten. Der wirtschaftliche Aufstieg der Schweiz während und nach der Kolonialzeit war also auch mit der Reproduktion erheblicher sozialer Ungleichheiten im Landesinneren verbunden.

→
Philipp
Krauer
S. 143

Wohlstand und Ungleichheiten hatten ihrerseits ganz unterschiedliche Erscheinungsformen für Frauen und Männer. Bekanntlich waren Schweizer Frauen praktisch bis in den 1970er-Jahre entmündigt und hatten somit in ihrem eigenen Land lange Zeit weniger Rechte als etwa Frauen in unabhängig gewordenen Ländern in Lateinamerika, Südasien oder Westafrika. Für Frauen aus der Oberschicht schuf der Kolonialismus indes vielfältige Handlungsspielräume. Das Engagement bei einer christlichen Mission eröffnete ihnen oft wirtschaftliche Gestaltungsmöglichkeiten und Freiheiten, die ihnen in der Schweiz verwehrt waren. Armutsbetroffene Frauen und Männer in der Schweiz gerieten während der Kolonialzeit hingegen unter das Regime der Fürsorgerischen Zwangsmassnahmen. Sogenannte «arbeitsscheue» Männer oder «liederliche» Frauen wurden zu Tausenden in Anstalten verwahrt. Ihre Kinder wurden verdingt oder in Heimen und Pflegefamilien untergebracht, wo sie oft physischer, seelischer und auch sexueller Gewalt ausgesetzt waren. Schätzungen zufolge waren davon mehrere Hunderttausend Personen in der Schweiz betroffen, darunter auch die kleine Minderheit der Jenischen. Diese Teile der schweizerischen Gesellschaft gehörten offensichtlich nicht zu den Profiteuren des europäischen Kolonialismus. Ihr Schicksal weist allerdings nicht zufällig erhebliche Ähnlichkeiten mit jenem der indigenen Gesellschaften in *weissen* Siedlungskolonien auf, wie sich der Forschung von Manuel Menrath entnehmen lässt. Zahlreiche indigene Kinder in den USA und Kanada

wurden gewaltsam ihren Eltern entrissen und in Internate gesteckt. Dort sollten die «I—» zu «sittlichen Menschen» erzogen werden. Einer der einflussreichsten Akteure dieses Umerziehungswerkes in den USA war der aus dem Kanton Schwyz stammende «I—missionar» Martin Marty.

Über die Dauer von fast fünf Jahrhunderten basierte europäische Herrschaft also sowohl in den Kolonien als auch in Europa selbst auf miteinander verwobenen Formen der Ausbeutung und Gewalt entlang von Kategorien wie «Rasse», Religion, Geschlecht oder sozialem Status. Die Zukunft wird nicht weniger global vernetzt sein als die Vergangenheit. Um sie informiert, demokratisch und auch für kommende Generationen lebenswert zu gestalten, ist es für eine transnational verflochtene Gesellschaft wie die Schweiz wichtig, sich bewusst zu werden, wie rassistische Stereotypen sowie soziale und ökonomische Ungleichheiten aus der Kolonialzeit in ihrer Gegenwart fortbestehen. Dazu gehört auch die Frage, wie gesellschaftliche Trennlinien von Herkunft, Religion, Hautfarbe, sexueller Orientierung oder Geschlecht verflüssigt werden können, die während der Kolonialzeit gezogen wurden und bis heute Empathie und Solidarität zwischen Menschen erschweren.

Die Kolonialvergangenheit im kollektiven Gedächtnis der Schweiz